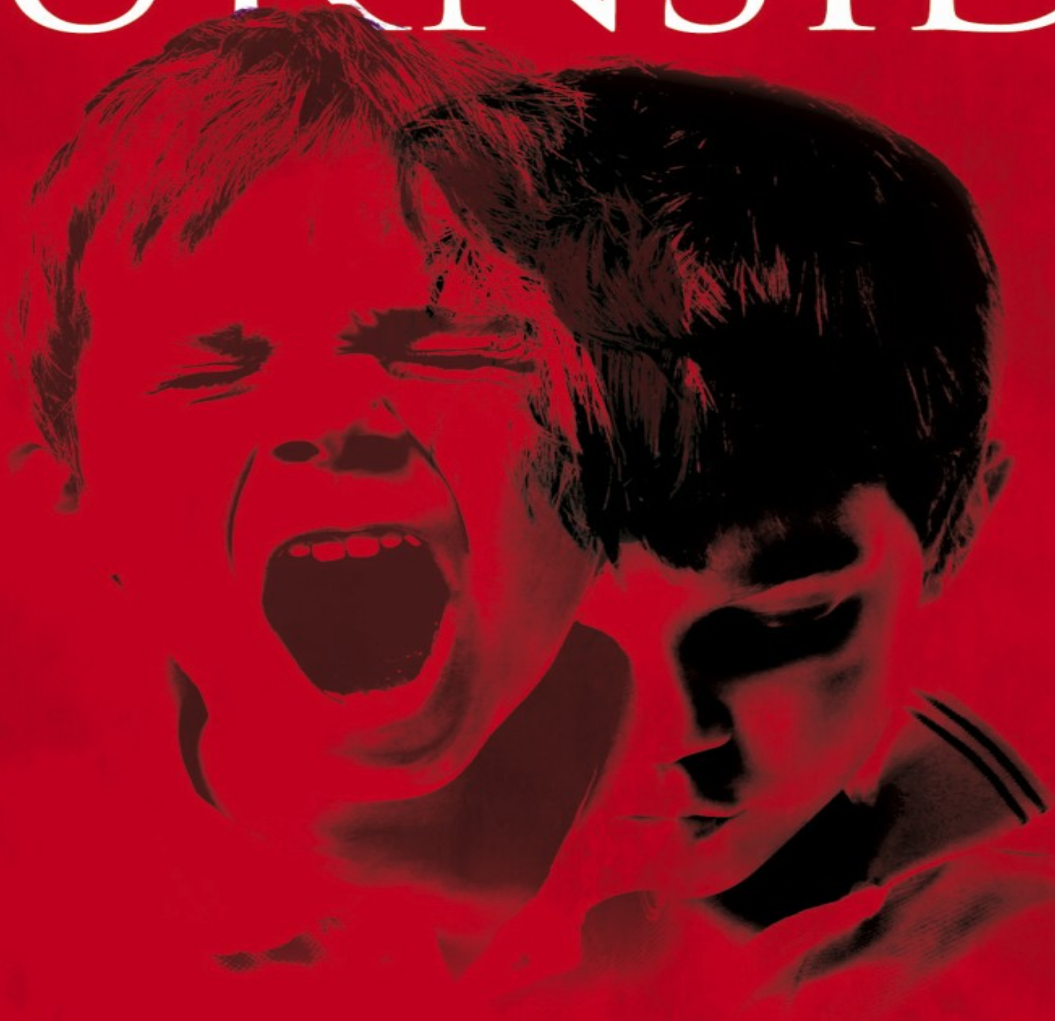


JOHN  
BURNSIDE



HAUS  
DER  
STUMMEN

ROMAN

KNAUS

JOHN  
BURNSIDE



HAUS  
DER  
STUMMEN

ROMAN

KNAUS

John Burnside

# Haus der Stummen

Roman

Aus dem Englischen  
von Bernhard Robben

Knaus

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel  
»The Dumb House« bei Jonathan Cape.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe John Burnside 1997

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

beim Albrecht Knaus Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: [www.bürosüd.de](http://www.bürosüd.de)

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN 978-3-641-13018-3

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

Noch bin ich nicht so tief in die Lexikografie versunken, als dass ich nicht mehr wüsste, dass Wörter die Töchter der Erde und Dinge die Söhne des Himmels sind. Sprache ist nur das Instrument der Wissenschaft, und Wörter sind nur Anzeichen von Ideen: Ich wünschte jedoch, die Instrumente würden nicht so rasch stumpf und Anzeichen wären so dauerhaft wie die Dinge, die sie benennen.

*Samuel Johnson*

## TEIL EINS – KAREN

Niemand kann behaupten, es hätte mir freigestanden, die Zwillinge zu töten, so wenig wie es mir freistand, sie auf die Welt zu bringen. Jedes dieser Ereignisse war unvermeidlich, ein Faden im Gewebe dessen, was man mangels eines besseren Wortes Schicksal nennen mag – ein Faden, den weder ich noch sonst jemand hätte entfernen können, ohne das gesamte Bild zu entstellen. Ich entschied mich, die Laryngotomien durchzuführen, und wenn auch nur, um der ewigen Singerei ein Ende zu bereiten – falls man es denn Gesang nennen will –, diesem Geheul, das meine wachen Stunden vergiftete und durch jeden Traumspalt in meinen Schlaf drang. Damals hätte ich allerdings behauptet, die Operationen seien nur logisch gewesen, ein weiterer Schritt im Rahmen jenes Experiments, das ich vier Jahre zuvor begonnen hatte – des wichtigsten Experiments, das ein Mensch nur unternehmen kann, nämlich den Versuch, den Sitz der Seele zu finden, jenes einzigartigen Geschenks, das uns von den Tieren unterscheidet; ihn zu finden, anfangs durch Isolierung, später durch folgerichtige und notwendige Vernichtung. Es überraschte mich, wie leicht es war, jene beiden halbfertigen Wesen zu operieren. Sie existierten in einer anderen Welt, der Welt der Laborratten oder jener des sich stetig wandelnden, funktionslosen Raums der wahrhaften Autisten.

Das Experiment ist nun vorbei, doch wurde es nur beendet, damit es – in anderer Form – von Neuem beginnen kann. Wenn ich etwas weiß, dann, dass dies die eigentliche Struktur unseres Lebens ist: eine stete Wiederholung, Wiederholungen mit kleinen, doch bedeutsamen Änderungen, die sich im Laufe der Jahre mehren. Das Experiment mit den Zwillingen war nur eine Variation eines lebenslangen Themas. Wäre es eine gewöhnliche Arbeit gewesen, würde ich die Ergebnisse notieren, in abstraktem Jargon die Fragestellung umreißen, eine Reihe von Hypothesen und Tests beschreiben und dann die Resultate festhalten. Alles wäre unzweideutig und in wissenschaftlichen Termini niedergelegt. Doch dies ist

beileibe keine gewöhnliche Arbeit. Und ich sehe keine andere Möglichkeit, mein Experiment zu beschreiben, als alles zu beschreiben, was seit jenem Morgen vor dreißig Jahren geschah, an dem ich zu sprechen lernte, bis hin zu dem Moment, an dem ich die Zwillinge einsperrte, die Tür zum Kellerraum abschloss, in dem sie, endlich zum Schweigen gebracht, einander mit jenen Mienen trauriger Verwirrung anstarrten, die eine Fortführung des Experiments letztlich unmöglich machten. Ehe ich ging, stellte ich die Musik an, obwohl ich immer noch nicht wissen konnte, was sie in den Jahren der Isolation für die Zwillinge bedeutet hatte. Draußen presste ich mein Gesicht ein letztes Mal ans Beobachtungsgitter; sie schienen gar nicht bemerkt zu haben, dass ich gegangen war. Leise machte ich mich davon, ließ sie ihr vergiftetes Essen verdauen, ging nach oben, um nach Karen zu sehen, machte mir eine Kanne Kaffee und wartete.

Sie kommt mir jetzt seltsam vor, diese Stille. Vielleicht hatte ich von Anfang an damit gerechnet, vielleicht war sie genau das, was ich wollte. Sie ist mehr als nur die Abwesenheit von Geräuschen. Ich habe auf diese Stille hingearbeitet: Erst jetzt begreife ich, dass ich ohne sie den Bericht nie auch nur in Erwägung gezogen hätte. Ehe ich anfangen konnte, musste ich das Ende kennen. Und jetzt kann ich mit dem Anfang beginnen, mit Mutter, die abends in schicker Garderobe in mein Zimmer kam, um mir Geschichten vorzulesen, Mutter mit ihren Perlenketten und edlen Kleidern, einer jener exquisiten Parasiten, die ihren Wirtskörper infizieren und darin leben, allerdings ohne so weit zu gehen, dass sie ihn völlig zerstören – ein Parasit, der in diesem Fall sogar die Illusion einer natürlichen Symbiose schuf, einer gegenseitigen Versorgung. Unmöglich, solche Eleganz nicht zu bewundern.

Nicht, dass ich sie deshalb allzu streng verurteilen würde. Ich liebte sie, soweit man nur jemanden zu lieben vermag. Im Rückblick erkenne ich ihre Fehler. Ich kann eine distanzierte, gar klinische Analyse unseres gemeinsamen Lebens vornehmen, und doch liebe ich sie noch heute. Als



Kind hat mich die Nähe dieses wundervollen Wesens überwältigt, dieser Frau, die aus sich ein derart schönes Objekt geschaffen hatte, dass sie selbst gelegentlich stehen blieb, um sich in einem Spiegel oder einer dunklen Glasscheibe zu bewundern. Als Kinder lieben wir, wen wir lieben können. Mein Vater war mir gegenüber schüchtern, schwierig, war in einen Kokon verschlossen und fürchtete stets, ich könne irgendwie zu ihm durchdringen, ihn berühren. Ich glaube, vor mir hatte er größere Angst als vor Mutter; außerdem plagte ihn der Gedanke eines möglichen Verrats, der Gedanke, dass er derjenige sein könnte, der sich zwischen uns drängte. Also fügte er sich in die Rolle, die Mutter ihm zuwies, die des unsichtbaren Ehemannes.

In gewisser Weise habe ich wohl stets gewusst, wie unnahbar Mutter selbst für mich war. Sie arbeitete unablässig wie eine Architektin, errichtete ein Haus aus Geschichten, behandelte ihr Leben und meines wie eine Fiktion. Ich wusste, sie ging einer Aufgabe nach, bemühte sich um eine Erfindung im alten Wortsinn: Was immer sie tat, tat sie mit Bedacht; alle Geschichten, die sie erzählte, waren Rituale. Nichts wurde je geändert, und dafür bewunderte ich sie. Unsere Beziehung glich der einer Priesterin zu ihrem Altarjungen bei einer Messe: Sie zelebrierte, ich bezeugte; unsere Rollen und Ämter waren gottbestimmt, also unvermeidlich. Dank ihrer Strategeme war unser Leben geordnet: Wir konnten allzu große Nähe vermeiden, ohne auf unseren Zimmern zu schmollen, wie es mein Vater tat; mit ihren Ritualen und Geschichten schuf Mutter einen neutralen Raum, in dem wir uns begegneten, wo alles unter Kontrolle war und nichts die Grenzen überschritt, die wir uns gesetzt hatten.

In Anwesenheit anderer Leute gaben wir uns höflich, vielleicht sogar ein wenig kühl. Mein Vater war derjenige, der sich Gästen gegenüber öffnete, ihnen Geschichten aus den Anfangsjahren im Geschäft erzählte, von seiner Zeit in Palästina, dem unbeholfenen Werben um meine Mutter; es war, als lüde er seine Zuhörer zur Mitarbeit ein, während meine Mutter sie mit verschlossener, fast verächtlicher Miene musterte. Am liebsten aber erzählte

er die Geschichte ihrer ersten Begegnung – wie er im sommerlichen Dämmerlicht eine Landstraße entlangging und einer schönen jungen Frau mit lockigem braunen Haar begegnete, die in der Blackness Lane schwer an einem Paket trug. Er war damals in Uniform und blieb stehen, um seine Hilfe anzubieten. So haben sie sich kennengelernt: ein Mann in Uniform auf Heimaturlaub und ein hübsches Mädchen, das ihn ein Paket tragen ließ, dann aber den ganzen Weg bis nach Hause kaum ein Wort redete. Mutter hörte zu, wenn er diese Geschichte erzählte, unterbrach ihn aber meist gegen Ende.

»So ist es gar nicht gewesen«, sagte sie dann zu den Gästen, drehte sich zu meinem Vater um und fuhr mit nur scheinbar gespielter Empörung fort. »Mir wäre es lieber, du würdest aufhören, solch lächerliche Geschichten zum Besten zu geben.«

Meine Mutter bestand darauf, dass ich bei solchen Versammlungen zugegen war; sie wollte einen Zeugen für die Torheiten meines Vaters, und ich waltete meines Amtes so gut es ging, was, wenn die Gäste erst einmal gegangen waren, meinen Vater mir gegenüber nur noch verschlossener machte. Damals hielt ich die Geschichten für wahr – ich konnte sogar seine Verwirrung verstehen –, bloß genügten sie nie Mutters Maßstäben, nicht hinsichtlich des Wahrheitsgehalts, sondern hinsichtlich ihrer Korrektheit, Maßstäbe, wie man sie an einen Roman oder ein Porträt anlegen mochte. Heute begreife ich, dass ich ihr ähnlich bin. Manchmal, wenn ich in der Küche stehe, schaue ich hinaus ins Dunkel und sehe ihr Gesicht, das aus dem Gebüsch zu mir zurückstarrt. Es ist mein eigenes Gesicht, doch genügt eine winzige Lichtveränderung, und ich sehe mich in ihr, die gleichen Augen, der gleiche Mund. Diese Ähnlichkeit ist kaum zu leugnen; allerdings habe ich bis heute gebraucht, um zu entdecken, dass ich auch meinem Vater ähnele – dass ich so schwach bin wie er und dass es diese Schwäche war, an der das Experiment mit den Zwillingen scheiterte. Ich habe einen unentschlossenen Zug an mir. Alles sollte im spielerischen

Sinne ernst genommen werden; ich hätte das Experiment mit derselben Unbeirrbarkeit zu Ende führen müssen, die ein Puzzle oder eine gute Geschichte verlangen. Denn darum geht es bei allem wissenschaftlichem Streben. Ich scheiterte, weil ich nicht spielte; ich war nicht nur ernst, sondern geradezu von feierlichem Ernst erfüllt. Ich habe unzureichend nachgedacht. Es gelang mir nicht, Absicht in Tat umzusetzen.

Als ich später wieder in den Keller ging, waren die Zwillinge tot. Sie lagen neben einem der Lautsprecher auf dem Boden und hatten sich aneinandergeschmiegt, umarmten sich so, dass sie mich an Äffchen erinnerten, an deren Art, sich an etwas festzuklammern, wenn sie Angst haben. Ich wartete lange, ehe ich die Tür öffnete. Vermutlich hatte ich noch Angst vor ihnen, fürchtete, sie würden mich auf irgendeine unerklärliche Weise narren, wären gar nicht tot, täten nur so, hofften, mich zu überraschen. Doch was hätten sie mir schon antun können? Schließlich waren sie noch kleine Kinder. Ich schloss die Tür auf und ging zu ihnen: Sie waren tot, natürlich, und allem Anschein nach waren sie gestorben, ohne allzu sehr leiden zu müssen. Jedenfalls dürfte ihr Schmerz minimal im Vergleich zu dem gewesen sein, was Lillian wenige Tage nach ihrer Geburt durchmachen musste. Darüber war ich froh. Es schien mir angebracht, sie neben ihrer Mutter im Schwertlilienbeet zu begraben, und das tat ich dann auch; ich arbeitete den ganzen Nachmittag, um das Grab auszuheben, trug sie nach draußen, einen nach dem anderen, trug sie in die abendliche Dämmerung und legte sie Seite an Seite in die feuchte Erde, die Gesichter einander zugewandt. Jetzt ist es Mitternacht. Karen Olerud ist oben, schläft noch in ihrem behaglichen Gefängnis. Eigentlich bin ich nun allein. Und kann endlich noch einmal von vorn beginnen.

\*\*\*

Von dem Moment an, in dem ich sprechen lernte, hatte ich das Gefühl, um etwas betrogen zu werden. Die Erinnerung ist unbestreitbar klar: Ich stehe

im Garten, und Mutter wiederholt immer und immer wieder das Wort *Rose*, wiederholt es wie einen magischen Zauberspruch und zeigt dabei auf die Blüten am Spalier, hellrosa, schon leicht verblüht – und ich höre zu, sehe, wie ihre Lippen sich bewegen, und versuche, die Blume mit den Lauten in Einklang zu bringen. Ich war bereits zwei, möglicherweise auch Anfang drei, als ich sprechen lernte, habe mich lange geweigert, etwas zu sagen – zumindest hat Mutter das erzählt. Ich wirkte intelligent, hatte aber Probleme mit der Sprache. Mutter ist deswegen sogar mit mir beim Arzt gewesen, doch der sagte nur, derlei komme vor, das sei ganz normal, früher oder später würde ich es schon lernen, das Reden, zu meiner eigenen Zeit, und dann würde ich rasch aufholen, was ich versäumt habe. Er hatte recht. Als ich zu sprechen begann, war es eine Art Kapitulation, fast, als entlüde sich eine Anspannung in mir, und so sagte ich an jenem Nachmittag mein erstes Wort, das Wort *Rose*, was dieses rosafarbene, fleischige Ding bedeutete, das da plötzlich aus dem unbeschreiblichen Kontinuum meiner Welt herausstach und zum Objekt wurde.

Betrug und Schönheit der Sprache bestehen darin, dass sie das ganze Universum zu ordnen scheint und uns zu der Annahme verführt, wir lebten in Anbetracht eines rationalen Raumes, einer möglichen Harmonie. Doch da Wörter uns von der Gegenwart distanzieren, weshalb wir niemals ganz der Realität der Dinge habhaft werden, machen sie die Vergangenheit zur absoluten Fiktion. Wenn ich heute zurückblicke, erinnere ich mich an eine andere Welt: Was mir damals zufällig und chaotisch erschienen sein muss, wirkt, wenn ich es nun erzähle, von einer Klarheit durchdrungen, die einen Zweck nahelegt und dem Leben Bedeutung verleiht. Ich erinnere mich an die Umgebung unseres Hauses, wie sie war, ehe die neuen Siedlungen gebaut wurden: eine undurchdringliche, immerwährende Dunkelheit voll Schutz suchender Vögel und wuchernder Stechpalmen. Ich erinnere mich an das alte Dorf: in weiße Laken gehüllte Kinder, die von Haus zu Haus zogen, im Dunkeln sangen und lachten und uns zuwinkten, wenn wir im

Auto vorüberglitten. Ich erinnere mich an die Monate, in denen ich hier nach Mutters Tod allein wohnte. Nachts, wenn alles still war, zog ich mich aus und ging nackt von Zimmer zu Zimmer, dann hinaus ins kühle Mondlicht, lief zwischen den Beeten umher wie ein Tier oder wie ein Wechselbalg aus einer von Mutters Geschichten. Eine Mauer zieht sich auf allen Seiten um den Garten; niemand konnte mich sehen, und das Haus war so weit vom Dorf entfernt, dass ich nur die Eulen im Wald hörte, gelegentlich noch das Bellen eines Fuchses auf der Weide. Manchmal fragte ich mich, ob ich real war – mein Körper fühlte sich so anders an, gehüllt in klebrig herben Schweiß, ein Geruch wie Schlaf, betupft mit einem Hauch Chanel Nr. 19 aus Mutters Frisierkommode.

Als ich noch ein Kind war, kam Mutter jeden Abend in mein Schlafzimmer und erzählte Geschichten. Es war ein Ritual, das sie einhielt, ohne je etwas daran zu ändern: Sie schickte mich ins Bett und kam fünf Minuten später nach. Sobald sie die Treppe hinaufging, hörte ich die Uhr neun schlagen. Manchmal brachte sie ein Buch mit, oft aber erzählte sie auch aus dem Gedächtnis. Ich hätte nicht sagen können, ob sie die Geschichten erfand oder auswendig kannte, doch zögerte sie nie und verlor auch nie den Faden. Damals hatte ich den Eindruck, sie kenne alle Geschichten, die je erzählt worden sind, und brauche nur kurz an eine zu denken, um auf der Stelle wieder jede Einzelheit gegenwärtig zu haben. Mutter war es auch, die mir die Geschichte von Akbar erzählte: wie er das Haus der Stummen gebaut hatte, nicht aus Profitgier oder um etwas zu beweisen, sondern aus reiner Neugierde. Niemand weiß, wie lange es stand oder was mit den Kindern geschah, die dort mit ihren stummen Ammen eingesperrt worden waren. Niemand weiß es, weil die Geschichte vom Haus der Stummen nur eine Episode in einer anderen, weit längeren Geschichte ist, eine Anekdote, beiläufig erzählt, um den Charakter des Mogulenkönigs Akbar zu veranschaulichen, dieses legasthenischen Herrschers, dem die größte Manuskriptsammlung der bekannten Welt

gehörte. Später begriff ich, dass Mutter die meisten Einzelheiten der Geschichte hinzugefügt hatte, um jene kurze Episode auszuschnücken, die mir so gut gefiel. Dabei war die eigentliche Geschichte vom Haus der Stummen kurz und simpel. In jener Version diskutierten die Ratgeber des Mogulen darüber, ob ein Kind mit der von Gott gegebenen Fähigkeit zum Sprechen geboren wird; sie waren sich einig, dass diese Gabe in gewisser Weise der Seele gleichkomme, jenem singulären Merkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Akbar jedoch verkündete, die Sprache werde erlernt, eben weil die Seele angeboren sei und ihr keine einzelne Fertigkeit innewohne, ob nun die Fähigkeit zu sprechen, zu träumen oder logisch zu denken. Käme die Sprache von der Seele, argumentierte er, gäbe es doch gewiss nur eine einzige Sprache, nicht aber viele. Die Ratgeber widersprachen. Es stimme zwar, dass viele Sprachen existierten, doch handle es sich dabei schlicht um Korrumpierungen des ursprünglichen Geschenks, das der Seele von Gott eingepflanzt wurde. Sie wussten zu berichten, dass Kinder jahrelang isoliert geblieben oder von Tieren aufgezogen worden seien: In diesen Fällen hätten sie ihre eigene Sprache hervorgebracht, die niemand sonst verstand, eine Sprache, die sie unmöglich von jemand anderem gelernt haben konnten.

Akbar hörte zu. Als die Ratgeber zu Ende gesprochen hatten, teilte er ihnen mit, dass er ihre Hypothese auf die Probe stellen wolle; also ließ er von seinen Handwerkern einen Landsitz errichten, weit außerhalb der Stadt, ein großes, komfortabel eingerichtetes Haus mit eigenen Gärten und Springbrunnen. Akbar erklärte dieses Anwesen zum Hof der Stummen und ließ eine Auswahl Neugeborener aus dem ganzen Reich dorthin bringen. Hier lebten sie wohlbehütet und bekamen alles, was sie nur brauchten; doch da die Bediensteten stumm waren, hörten die Kinder niemals die menschliche Sprache und wuchsen auf, ohne sprechen zu können, genau wie Akbar es vorhergesagt hatte. Aus dem gesamten Königreich strömten die Menschen herbei, um das Haus zu sehen. Stundenlang standen sie vor

den ummauerten Gärten, um der Stille zu lauschen, und noch viele Jahre lang war der Landsitz als Gang Mahal bekannt, als Haus der Stummen.

Mutter erzählte eine andere Version der Geschichte. Nur flüchtig streifte sie die Kontroverse um die Natur der Seele oder um die Frage, ob Sprache angeboren sei. Stattdessen beschrieb sie das Gang Mahal in all seiner Opulenz: Orangenbäume in Terrakottatöpfen, juwelenbestückte Mauern, die gespenstische Stille. Ich lag im Bett, hörte zu, sah ihre Lippen sich bewegen und fragte mich, berauscht von ihrem Parfüm, was später wohl aus den Kindern geworden war, wie sie dachten, ob ihnen Denken überhaupt möglich war und ob sie sich denn von einem Augenblick zum nächsten an etwas erinnerten. Es gibt Menschen, die behaupten, die Sprache sei etwas Magisches; Wörter hätten die Macht zu erschaffen und zu zerstören. Während ich Mutters Geschichten lauschte, verfiel ich dieser Sicht der Welt: einer Erwartung, einer geheimen Furcht. Selbst heute noch finde ich nichts schöner als Sprache, wenn sie den Anschein von Ordnung schafft: das Benennen der Dinge nach ihrer wahren Natur; die Klassifikation; die Schaffung von Reichen und Gattungen, von Spezies und Subspezies; die Einteilung in Tiere, Pflanzen und Mineralien, in Monokotyledonen, Süßwasserfische, Raubvögel, ins Periodensystem. Eben weil sie in Sprache getaucht ist, wirkt die Vergangenheit so perfekt, eine Zeit der Proportion und Ordnung. Für Tiere mag Erinnerung ein Gefühl sein, eine Resonanz der Nerven, mag vom Rückgrat ausgehen, für Menschen aber gibt es die Vergangenheit nur in Worten. Sie existiert nirgendwo sonst. Mich verstört die Möglichkeit, dass Sprache versagen könnte: Da das Experiment nicht eindeutig ausging, stelle ich mir unwillkürlich vor, die den Dingen innewohnende Ordnung könne bloß ein Konstrukt sein, und alles stürze ins Chaos, irgendwohin in die großen weißen Weiten des Vergessens. Deshalb ist es für mich unabdingbar, noch einmal von vorn zu beginnen, und deshalb, um ihren wahren Zweck zu erfüllen, wurde Karen nach all der Zeit zu mir geschickt.

\*\*\*

Ich lebte gänzlich in der Gegenwart meiner Mutter. Selbst wenn sie nicht da war, spürte ich ihre Nähe, irgendwo, und war stets befangen, benahm mich, als wäre sie bei mir, sähe zu, hörte zu. Mein Vater dagegen schien kaum je anwesend zu sein. Die meiste Zeit beachtete ich ihn gar nicht, genau wie Mutter. Er war unwichtig für unser Leben, unwichtig für unser Unterfangen, und damals glaubte ich, es wäre ihm lieber so. Oft war er geschäftlich unterwegs. Hielt er sich zu Hause auf, bemühte er sich, das Vater-und-Sohn-Spiel zu spielen, doch hatten wir immer ein verkrampftes Verhältnis. Er wusste, ich gehörte zu Mutter.

Dabei benahm ich mich ihm gegenüber nie respektlos. Wenn er mich fragte, ob ich mit ihm spazieren gehen wolle, stimmte ich stets bereitwillig zu; also zogen wir los und taten, als hätte unsere Exkursion ein Ziel. Meist fragte er mich, ob ich angeln wolle. Er hatte keine Ahnung, wie man angelte, glaubte aber wohl, es gehöre sich, sei etwas, das Väter mit ihren Söhnen machten. Also trugen wir Angeln und Körbe zum Fluss, hockten stillschweigend am Ufer und sahen zu, wie das Wasser über dunkle Gewächse floss. Ich bin mir sicher, dass die Stelle völlig ungeeignet war. Bei all unseren Ausflügen dorthin habe ich nie auch nur einen einzigen Fisch gesehen.

So verbrachten wir einige Stunden, sammelten dann unsere Sachen wieder ein und gingen zurück nach Hause. Ich glaube, mein Vater war gern am Wasser. Er kam dort zur Ruhe, weshalb er auf dem Rückweg entspannter wirkte und sich sogar um ein Gespräch bemühte, mir Fragen nach der Schule stellte, nach Büchern oder Musik, nach dem, was mir gefiel. Ich antwortete so gut ich konnte; sicher wollte er freundlich sein, nur waren die Fragen zu einfach, zu kurz gegriffen. Wenn unsere Unterhaltung dann versandete, suchte er Zuflucht bei der Frage, ob ich etwas brauchte, irgendetwas. Anfangs hielt ich dies für einen bloßen Konversationsversuch, weshalb ich antwortete, es gehe mir gut, ich bräuchte nichts. Erst als ich



sah, wie enttäuscht er darauf reagierte, begann ich, Dinge aufzuzählen, nur um ihn bei Laune zu halten, vielleicht auch, um zu sehen, was passierte. Erst war ich überrascht, später leicht verärgert, weil er sich immer genau daran erinnerte, worum ich ihn gebeten hatte. Und das Gewünschte traf stets unweigerlich ein: Es tauchte umstandslos im Flur auf oder lag auf dem Tisch im Frühstückszimmer. Nicht als Geschenk verpackt, kein Zettel, keine Schleife, nichts, das verraten hätte, von wem es kam. Meist wurden diese Geschenke nach Hause geliefert, und meist dann, wenn Vater nicht da war. Mutter musste die Pakete gesehen haben, verlor aber kein Wort darüber. Es war, als wären die Sachen versehentlich bei uns abgegeben worden.

Aus Loyalität versuchte ich ebenfalls, sie zu ignorieren, doch muss ich gestehen, dass ich mich dann und wann auch darüber freute. Es war geradezu unheimlich, wie präzise mein Vater selbst die beiläufigste Bitte zu deuten wusste. Egal, um was ich ihn bat – um ein Fahrrad, eine neue Geige, einen Tennisschläger, einen Füller –, Größe, Farbe, Stil waren stets so, wie ich sie selbst ausgewählt hätte. Und doch glaubte ich nie, diese Dinge seien wirklich Geschenke, da ich nicht fand, dass sie mir gehörten. Ich benutzte sie, wie ich Geliehenes benutzt hätte, behandelte sie so sorgfältig wie etwas, was man früher oder später zurückgeben muss. Manchmal bat ich um Dinge, die ich gar nicht wollte, nur um zu sehen, was er tun würde. Aber was es auch war, er wählte nur das Beste, was mir so peinlich war, als hätte man mich bei einem gemeinen Streich ertappt. Manchmal vergaß ich auch, worum ich gebeten hatte. Ich sagte einfach das Erstbeste, was mir in den Sinn kam, damit er über etwas nachdenken konnte, während wir über die Weide nach Hause gingen. Und doch hat er nie das Geringste vergessen. Was immer ich mir wünschte, tauchte auf, unauffällig verpackt, wurde wie ein Bündel exotisches Treibgut an meine Türschwelle gespült. Meist war mein Vater dann nicht da, weshalb ich mich nicht bei ihm bedanken konnte. Ich glaube, er richtete es so ein, um

möglichen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Heute verstehe ich, dass er trotz all seiner scheinbaren Kooperation mit unserem Regime versuchte, in jene Welt einzudringen, die ich mit Mutter teilte, und dass er mit seinen Geschenken auf unbeholfene Weise mein Vertrauen gewinnen wollte. Im Nachhinein tut er mir leid. Er muss einsam gewesen sein und hat sicher darunter gelitten, dass er für uns kaum mehr als ein Fremder war, jemand, den wir höflich behandelten, den wir letztlich aber für einen Gast in unserem Haus hielten.

Trotzdem hatte ich manchmal ein schlechtes Gewissen, wenn die Pakete kamen, ich sie auspackte und irgendetwas Teures, im Morgenlicht Glitzerndes darin fand, das ich nicht gebrauchen konnte. Manchmal ging ich dann allein zum Fluss und blieb den ganzen Tag, wie zur Strafe oder als eine Art Buße. Der Fluss kam mir anders vor, wenn ich mich allein dort aufhielt, ein geheimnisvoller Ort, in dessen ureigene Welt ich vordrang. Hin und wieder nahm ich die Angel mit und tat meinem Vater zuliebe, als wollte ich Fische fangen. Ich hätte ihm gern erzählt, dass ich während seiner Abwesenheit draußen gewesen war, dass ich dort weitermachte, wo wir aufgehört hatten. Manchmal redete ich mir sogar ein, ich würde einen Fisch fangen, denn es wäre gut gewesen, ihm bei seiner Rückkehr etwas vorweisen zu können. Meist aber zog ich mir nur Schuhe und Socken aus und watete ins eisige, strömende Wasser, um an den Schienbeinen die langen Strähnen der Wasserpest zu spüren. Ich blieb stehen, so lang ich konnte, ließ die Kälte eindringen und versuchte, ein Element des Flusses zu werden, so natürlich und neutral wie Schlick und Wasser. Dabei hielt ich nach Fischen Ausschau, sah aber nie welche. Während ich dort stand, fiel mir eine Geschichte ein, die Mutter einmal erzählt hatte, die Geschichte von einem uralten Flussgeist, der in dunklen Teichen und Strömen in der Wassernessel hauste. Er hieß Jenny Grünzahn, weshalb ich vermute, dass er im Buch eine Frau ist, aber ich malte mir immer eine Art Hermaphroditen aus, teils Frau, teils Mann, teils Fisch, ein Wesen, das mit dem Gewoge des

Wassers unmittelbar verbunden war, das jedes Plätschern, jeden Spritzer spürte. In meiner Vorstellung besaß der Geist jenes besondere Fischgespür, das ihn selbst Regen als Getrommel am Rückgrat wahrnehmen ließ; er kannte den Unterschied zwischen gewöhnlichen Störungen der Oberfläche und den Schritten eines Kindes, dem Pochen eines stochernden Stocks. Im Buch wird er als runzlicher Unhold aus Haar und Knochen gezeigt, der aus dem Wasser auffährt, die langen Nägel und spitzen Zähne von Moos und Algen überzogen. Während meiner Ausflüge zum Fluss aber stellte ich ihn mir subtiler vor, unsichtbarer. Schnell wie ein Hecht griff er an und verschwand wieder in den Tiefen, doch gab es weder Geschrei noch Blut, kein unmittelbares Entsetzen. Trügerische Ruhe würde sich erneut am Fluss ausbreiten: Vögel würden singen, die Sonne durch die Wolken brechen. Das Opfer, ein Kind, ahnte nicht einmal, was passiert war. Es würde sich nach einer Weile langweilen und heimkehren; niemand würde eine Veränderung bemerken. Doch im Inneren, hinter der Fassade der Normalität, hatte die Veränderung längst stattgefunden. Nie würde das Kind wieder sein, wie es gewesen war. Es würde zu etwas Dunklem, Kaltem heranwachsen, zu etwas, das dem Fluss gehörte. Es würde Möglichkeiten sehen, die anderen entgingen, und sie ergreifen. Menschen sähen in ihm ein Ungeheuer, für das Kind aber wären sie nichts weiter als Phantome. Seine Welt unterschied sich von der ihren. In seiner Welt waren ihre Gedanken und Taten, ihre Urteile ohne Bedeutung.

\*\*\*

In den Ferien und an schulfreien Tagen nahm Mutter mich mit, um Totes zu suchen. Anfangs war es allein ihre Idee: Sie wollte, dass ich mir anschaute, wie Dinge nach dem Tod aussahen, und sie überredete mich, indem sie ein Spiel daraus machte, eine merkwürdige Art des Versteckspiels. Jedes Tier, sagte sie, habe einen Ort, an den es sich, wenn möglich, zum Sterben zurückziehe; wenn wilde Tiere krank werden oder

sterben, wollen sie allein sein und kriechen ins Unterholz, fort von Licht und Wind. Das einzig Tote, was ich bis dahin gesehen hatte, waren Fasanen und Igel auf der Straße ins Dorf gewesen, aber Mutter besaß ein Talent dafür, an den richtigen Stellen nachzusehen: Tiere, die ich bislang nur aus Büchern kannte, wurden zu echten Kadavern mit harten Klauen und winzigen, mit Blutschlieren bedeckten Zähnen; Fleisch, das ich anstupfen und umdrehen, Fell, das ich streicheln, Fliegen, die ich aufscheuchen konnte, Kälte oder Wärme des Verfalls, die ich mit der Hand ertastete. Auf der Suche nach frischen Kadavern kehrten wir auch an die Schauplätze früherer Funde zurück. Immer gab es etwas Neues zu sehen, etwas seltsam Schönes – nicht nur im Sommer, wenn die Körper langsam verfielen, der Geruch schwer und kränklich, sondern auch im Herbst und im Winter, wenn sie wochenlang dalagen, tiefgefrorene Wühlmäuse auf dem Gras, kalt, unverändert, kleine Vögel unter den Hecken, die Beine lang ausgestreckt, die Augen faltig und zusammengekniffen. So eigenartig er auch war, schien vom Prozess der Verwesung doch etwas Heilsames auszugehen, fast, als würde das Tier erneuert oder gar rein, wenn es im Regen verblich, in der Sonne trocknete, langsam verschwand und nur einen fahlen, gelblichen Abdruck im Gras zurückließ, dem die Form noch eingeschrieben war und dem selbst ein bisschen Leben zuzukommen schien.

Nach einiger Zeit begab ich mich auch allein auf diese Jagden. Auf eine gewisse Art hatte ich zu glauben begonnen, es könne möglich sein, in diesen Prozess mit einbezogen zu werden, hatte auf primitive, abergläubische Weise die Vorstellung entwickelt, ich könnte ihn für meine Zwecke nutzbar machen, ihn mir durch kleine Opfergaben, vage Gesten der Wiederholung und des Einverständnisses gnädig stimmen. In der Schule führten wir ein Experiment mit Schimmel durch, versiegelten einen Kanten feuchtes Brot in einem Glas und stellten es an einen warmen Ort, um die lindgrünen und ockerfarbenen Lebensformen zu beobachten, die

bald auf der Oberfläche wuchsen. Ich wiederholte dieses Experiment daheim, schraubte jeden Tag den Deckel des Glases auf, um das süßliche Parfüm neuen Lebens zu schnuppern, das der Verfall gebar, die schwarzen und silbernen Härchen zu betasten, zu sehen, wie sie zu Hunderten erblühten und wieder in sich zusammenfielen. Ich variierte den Glasinhalt: Zitronenschalen, Fleischstückchen, Kohlblätter, Eigelb – alles wurde auf unterschiedliche Weise zu etwas Neuem, und ich verfasste meinen eigenen Katalog vom Zersetzen und Zerfließen, von Mutterkornpilz und Schimmel, widerlichen Gerüchen, Zuckungen, Auflösungen. Eines Nachmittags zog ich eine Haarsträhne aus Mutters Bürste, legte sie in ein Papiertaschentuch und vergrub sie im Garten unter den Schwertlilien, damit der Regen sie in der kalten Erde unaufhaltsam verfaulen lassen und erneuern konnte. Im selben Jahr begann ich auch, Schädel und Knochen der gefundenen Kadaver zu sammeln und auf einem Bett aus Sägemehl in alte Schuhkartons zu legen, die ich mit Etiketten versah, auf denen Datum und Fundort festgehalten wurden. Ich glaube, selbst damals wusste ich, was ich tat, zugleich aber war es wie ein Spiel – als hinderte ich mich daran, vollends zu begreifen, dass diese Rituale, diese unbeholfenen Flirts mit Tod und Erneuerung meine kindlichen Versuche waren, Mutters Tod zu verhindern. Ich weiß noch, wie mir eines Nachmittags zum ersten Mal klar wurde, dass meine Mutter sterblich war. Natürlich hatte ich schon vorher gewusst, dass sie einmal sterben würde, nur drang das nie richtig zu mir durch; der Gedanke an ihren Tod war mir immer vage und unvertraut geblieben.

Ich glaube, wir behalten Orte im Gedächtnis, an denen sich nie etwas ändert: ein Gartenschuppen, der Platz unter einer Brücke, die nach Urin stinkenden, mit Lumpen und Glassplintern übersäten Stufen zu einem alten Luftschutzbunker. Mag sein, dass man das, was an jenen Orten geschah, gern deutlich erinnern möchte, wenn man denn könnte; Szenen, die man unwillentlich auslöscht, Geschehnisse, die sich als Stummfilm in unsere